



Sprachwissenschaft und Geschlechterforschung: Übermittelt unsere Sprache ein androzentrisches Weltbild?

Susanne Günthner

Inhalt

1	Einleitung	571
2	Zur Repräsentanz der Geschlechter in der deutschen Sprache: Personenbezeichnungen und Genderkategorisierungen	572
3	Fazit	578
	Literatur	578

Zusammenfassung

In den 1970er-Jahren entstand eine bis heute anhaltende Debatte um eine gendergerechte Sprache. Eine der Leitfragen in diesem Kontext lautet, ob und inwiefern Sprache eine männerzentrierte Wirklichkeitsperspektive reflektiert und untermauert. Die Genderlinguistik fokussiert dabei Fragen der sprachlichen Konstruktion von Geschlechterdifferenzen, genderspezifisches Kommunikationsverhalten und die Repräsentation der Geschlechter in der Sprache.

Schlüsselwörter

Feministische Linguistik · Sprachliche Diskriminierung · Personenbezeichnungen · Generisches Maskulinum · Gendergerechte Sprache

1 Einleitung

In Zusammenhang mit der Neuen Frauenbewegung entwickelte sich Ende der 1970er-Jahre die Feministische Linguistik, eine Forschungsrichtung, die sich Fragen der sprachlichen Konstruktion von Geschlechterdifferenzen, Merkmalen weiblichen

S. Günthner (✉)

Germanistisches Institut Sprachwissenschaft, Universität Münster, Münster, Deutschland

E-Mail: susanne.guenthner@uni-muenster.de

und männlichen Kommunikationsverhaltens und der Repräsentation von Frauen und Männern in der Sprache widmete. Ziel dieser dezidiert politisch ausgerichteten Forschungsrichtung war es, Asymmetrien im Sprachsystem und -gebrauch aufzudecken, herrschende Machtstrukturen, die durch geschlechtsspezifisches und diskriminierendes Kommunikationsverhalten konstruiert werden, aufzuzeigen und zu eruieren, inwiefern Sprache zur sozialen Konstruktion asymmetrischer Status- und Machtverhältnisse zwischen den Geschlechtern beiträgt (Trömel-Plötz 1978; Guentherodt et al. 1980, 1981; Pusch 1979, 1984, 1990).

An zahlreichen deutschen Hochschulen wurden in den 1980er-Jahren die ersten Lehrveranstaltungen und Tagungen zum Thema „Sprache und Geschlecht“ durchgeführt. Dieses neue Forschungsfeld mit seinem gesellschaftspolitischen Anspruch wurde anfangs nicht nur belächelt, sondern oftmals verspottet und seine Vertreterinnen wurden teilweise vehement attackiert. Zugleich veränderten die Lehrveranstaltungen und (inter-)nationalen Tagungen zu „Sprache und Geschlecht“ wie auch die zahlreichen Publikationen und die herausgegebenen „Richtlinien zur Vermeidung sexistischen Sprachgebrauchs“ (Guentherodt et al. 1980, S. 15) nicht nur das öffentliche Bewusstsein im Umgang mit Sprache, sondern sie führten auch dazu, dass im Bundestag und in anderen deutschen Institutionen über Möglichkeiten einer nichtsexistischen Sprache diskutiert wurde.

Fast 40 Jahre nach den ersten und teilweise sehr heftig geführten Debatten zum Zusammenhang von Sprache und geschlechtsbezogener Diskriminierung legen aktuell zahlreiche Hochschulen Leitfäden für eine gendergerechte Sprache vor.

2 Zur Repräsentanz der Geschlechter in der deutschen Sprache: Personenbezeichnungen und Genderkategorisierungen

Sprache gilt als *das* zentrale Mittel zur Konstruktion sozialer Wirklichkeiten (Berger und Luckmann 1969): Mittels Sprache kategorisieren wir die Welt, mittels Sprache (re)konstruieren wir unsere sozialen Beziehungen und mittels Sprache vermitteln wir unsere Wertvorstellungen, Normen und Relevanzsysteme. Sprache ist also mehr als ein Kommunikationsmittel, denn in der Sprache und den uns vorgegebenen sprachlichen Kategorien sind Denktraditionen und Konzeptualisierungen der Welt sedimentiert, die zugleich als „objektive Tatbestände“ tradiert werden.

2.1 Die Feministische Linguistik und ihr Engagement für einen nichtsexistischen Sprachgebrauch

An der wirklichkeitskonstruierenden Kraft von Sprache setzte auch die Feministische Linguistik an mit ihrem Ziel, soziale Repräsentationsformen der Geschlechterdifferenzen und das darin eingeschriebene Machtgefälle zwischen Frauen und Männern im alltäglichen Handeln aufzudecken. Im Zentrum stand die in der deutschen Grammatik kodierte Schieflage bei den Personenbezeichnungen und die sprachlich

indizierte Ideologie von „Mann als Norm“ und „Frau als Abweichung“. Bei den Personenbezeichnungen im Deutschen zeigt sich – wie u. a. Senta Trömel-Plötz (1978) und Luise F. Pusch (1979, 1984, 1990) veranschaulichen – eine fundamentale Asymmetrie zugunsten der männlichen Bezeichnungen: Die männlichen Formen (wie „Student“, „Lehrer“, „Arzt“ etc.) repräsentieren die Grundformen, die weiblichen werden meist durch die sog. „-in-Movierung“ (wie „Studentin“, „Lehrerin“, „Ärztin“) davon abgeleitet. Umgekehrt existieren nur wenige männliche Formen („der Witwer“, „der Hexer“, „der Bräutigam“), die von weiblichen („die Witwe“, „die Hexe“, „die Braut“) abgeleitet sind. Besonderen Zündstoff in der Debatte um die Repräsentation der Geschlechter in der Sprache liefert(e) das sog. generische Maskulinum. Im Falle der Referenz auf Personen, bei denen das Geschlecht nicht relevant ist, oder wenn auf Personen verschiedenen Geschlechts referiert wird, wird die maskuline Form verwendet: „Jeder, der raucht, kann einen frühen Tod erleiden.“, „Ärzte verdienen im Schnitt mehr als Lehrer.“ Im Zusammenhang mit Gebrauchsweisen maskuliner Personenbezeichnungen werden folgende Aspekte des deutschen Sprach- bzw. Grammatikgebrauchs kritisch beleuchtet:

- (1) Durch die Verwendung der scheinbar generischen Form wird der Mann als „Norm“ objektiviert, während Frauen als „sekundär“ kodiert werden und sprachlich „unsichtbar“ bleiben. Diese asymmetrische Gewichtung der Geschlechter zeigt sich u. a. auch daran, dass im Deutschen aus „49 Studentinnen“, die sich im Hörsaal befinden, plötzlich „50 Studenten“ werden, sobald auch nur ein Student den Hörsaal betritt: „Es ist die scheinbar harmlose Grammatikregel, die aus beliebig vielen Frauen Männer macht, sowie ein einziger Mann hinzukommt.“ (Pusch 1990, S. 86) Umgekehrt ist dies jedoch nicht der Fall: Obgleich die männliche Form „Witwer“ die von „Witwe“ abgeleitete Variante ist, werden aus „49 Witwern“ nicht etwa „50 Witwen“, sobald auch nur eine Frau dazukommt. Das für das Maskulinum häufig anzutreffende Argument der Ökonomie scheint hier irrelevant. Auch erweist sich die scheinbare Geschlechtsneutralität der generischen Formen dann als problematisch, wenn diese eingesetzt werden, um tatsächlich auf Frauen zu referieren: Während ein Satz wie „Ein Student erkrankt seltener an Prostatakrebs als ein Professor“ unmarkiert ist, klingen folgende Sätze mit der scheinbar genderneutralen Form bizarr: „Ein Student erkrankt seltener an Eierstockkrebs als ein Professor.“ oder „Welcher Student hat seine Tampons im Hörsaal liegen lassen?“. Hinzu kommt, dass scheinbar genderneutrale Frage- bzw. Indefinitpronomen wie „wer?“, „man“, „jeder“, „jeder-mann“ nach den Kongruenzregeln der deutschen Standardgrammatik selbst dann maskuline Pronomina erfordern, wenn dezidiert auf Frauen Bezug genommen wird: „Man erlebt *seine* Schwangerschaft jedes Mal anders“, „Hallo Frauen, wer von euch kann mir *sein* Fahrrad leihen?“.
- (2) Teil der Problematik des generischen Maskulinums ist ferner, dass männliche Personenbezeichnungen wie „die Professoren der Universität Münster“ sowohl geschlechtsspezifisch auf männliche Professoren als auch geschlechtsindifferent auf Professorinnen und Professoren referieren können und somit zwei Lesarten haben: „nur Männer“ oder aber „Männer und Frauen“. Frauen werden – so die

Argumentation der Feministischen Linguistik – mit dem generischen Maskulinum nicht nur „unsichtbar“ gemacht, sondern es bleibt oftmals unklar, ob sie nun mitgemeint sind oder nicht. Ebenso entpuppen sich scheinbar generische Formen oftmals als keineswegs genderneutral: „Denkt der Normalbürger an SZENE, dann an jene, die ihm seine Frau macht, kommt er des Abends ...“ (Verkehrsamt Berlin). „Der Römer à la Hollywood läuft lüstern blickend den intriganten Weibern hinterher“ (SPIEGEL 1980). Die Feministische Linguistik vergleicht dieses Rätselraten um das Mitgemeintsein von Frauen mit einem Lotteriespiel: „Man kann also unser deutsches Sprachsystem in diesem Bereich mit einer Lotterie vergleichen, in dem die Männer mit jedem Los gewinnen (mit beiden Lesarten gemeint sind), Frauen aber nur mit jedem zweiten.“ (Pusch 1984, S. 27)

- (3) Fühlen sich Frauen durch den Gebrauch des generischen Maskulinums tatsächlich angesprochen? Stellen wir uns bei männlichen Personenbezeichnungen wie „Die Studenten werden immer dicker“, „Die Arbeiter verlangen die 36-Stunden-Woche“ tatsächlich eher Männer als Frauen vor? Sämtliche seit den 1980er-Jahren durchgeführten psycholinguistischen Studien belegen, dass ProbandInnen bei Stimulussätzen mit einem generischen Maskulinum häufiger und schneller an Männer denken als an Frauen. Die Studie von Dagmar Stahlberg und Sabine Sczesny (2001) mit Umfragen nach dem „Lieblingsautor“ bzw. dem „liebsten Romanhelden“ verdeutlicht, dass im Fall der Verwendung der generischen Form in erster Linie Männer genannt werden. Im Fall der Beidnennung „Wer ist Ihr/e liebste/r Romanheld/in?“ bzw. „Wer ist Ihr/e LieblingsautorIN?“ werden dagegen weitaus mehr Frauen genannt. „Über alle Experimente hinweg zeigte sich, daß bei Personenreferenzen im generischen Maskulinum ein geringerer gedanklicher Einbezug von Frauen zu beobachten war, als bei alternativen Sprachformen wie der Beidnennung oder dem ‚Großen I‘.“ (Stahlberg und Sczesny 2001, S. 131)
- (4) Im Zusammenhang mit der Kritik der Feministischen Linguistik am generischen Maskulinum wurde Luise Pusch vom Institut für Deutsche Sprache Mannheim gebeten, ein System vorzustellen, das eine geschlechtsneutrale Personenreferenzierung ermöglichen könnte. Pusch (1984) schlug u. a. folgendes (dem Englischen nicht unähnliches) System der Personenreferenz vor, das Nomen wie „Student“ als geschlechtsneutral behandelt und lediglich den Artikel „die“ bzw. „der“ zur Gendermarkierung heranzieht. Das Neutrum „das“ fungiert dabei als ein genderunspezifischer Artikel (Tab. 1):

Als weitere Möglichkeit wurde auch das generische Femininum diskutiert, wobei die movierte weibliche Form „Studentin“ als genderabstrahierend fungiert (Tab. 2):

Im Zuge der Feministischen Sprachkritik wurden also vielfältigste Möglichkeiten der Personenreferenzen vorgelegt, um die vorherrschende Asymmetrie durch das generische Maskulinum zu beseitigen und Genderneutralität zum Ausdruck zu bringen. Gerade im schriftsprachlichen Bereich werden seit den 1980er-Jahren unterschiedliche Optionen diskutiert wie die Beidnennung mit Schrägstrich, mit Klammern sowie die Verwendung des Binnen-I und seit einigen Jahren weitere Varianten, die kritisch auf die binäre Geschlechterdifferenzierung verweisen sollen (wie die sogenannte „x-Form“). Ungeachtet der Tatsache, dass diese Varianten zu

Tab. 1 Vorschlag in Anlehnung an Pusch (1984) zur Personenreferenz

das Student	
die Student	der Student
die weiblichen Studenten	die männlichen Studenten
die Studentinnen	

Tab. 2 Vorschlag in Anlehnung an Pusch (1984) zum generischen Femininum

die Studentin	
die Studentin	der Student
die Studentinnen	

gewissen Problemen in der gesprochenen Sprache führen, wurde immer wieder moniert, dass eine konsequente Durchführung der Beidnennung „Unlesbarkeit“ zur Folge habe (Samel 2012, S. 79).

Die sprachwissenschaftlichen Institute deutscher Universitäten distanzieren sich in den 1980er-Jahren oftmals von den hochpolitischen Debatten der Feministischen Linguistik, sodass einige ihrer Hauptvertreterinnen trotz Habilitation an keine deutsche Hochschule berufen wurden. Das Thema „Sprache und Geschlecht“ galt als derart brisant, dass auch Studentinnen geraten wurde, sich statt mit diesem „Karriere-Killer“ mit anderen Themen zu beschäftigen, falls sie in der Wissenschaft bleiben wollten. Als sich die Gender Studies in anderen Disziplinen etablierten, waren um die Feministische Linguistik eher still geworden. Die WissenschaftlerInnen, die sich sporadisch mit dem Thema befassten, taten dies meist als Teil ihrer ansonsten gesprächsanalytisch, sozio- bzw. psycholinguistisch, historisch oder kognitiv-linguistisch ausgerichteten Lehre und Forschung.

2.2 Stellt die Genderdifferenzierung ein „altertümliches Dual“ (Luhmann 1988) dar?

Während die Feministische Linguistik das Ziel verfolgte, Sexismus im alltäglichen Handeln zu entlarven und eine „frauengerechte Sprache“ (Trömel-Plötz 2010, S. 756) einzufordern, wird aktuell (u. a. durch den Einfluss der Queer Linguistics und des Poststrukturalismus) die Gültigkeit einer binären Geschlechterdifferenzierung hinterfragt. In diesem Zusammenhang wird gelegentlich auch die Feministische Linguistik bzw. die Genderlinguistik kritisiert, da diese von einer biologisch-sozialen Genderbinarität ausgehe bzw. mit ihren Forderungen nach einer „frauengerechten Sprache“ diese gar zementiere. Tragen also Forderungen nach einer nichtsexistischen, gendergerechten Sprache zur Stabilisierung und Bestätigung der Genderdichotomie bei? Sind solche Forderungen gar Relikte eines „altertümliches Duals“ (Luhmann 1988), da postmoderne Gesellschaften weitgehend „geschlechtsneutral“ funktionieren?

Betrachtet man alltägliche Kommunikationssituationen, so zeigt sich rasch, dass das scheinbar „altertümliche Dual“ und damit die alltägliche Genderkonstruktion bis dato keineswegs ein überholtes Ritual darstellt (Günthner et al. 2012). Was der Soziologe Erving Goffman in seiner 1977 erschienenen Arbeit zum „Arrangement der Geschlechter“ beschreibt, trifft auch heute noch in zahlreichen Alltagssituationen zu. Eigentlich ist es – so Goffman (1977) – erstaunlich, dass gerade moderne Gesellschaften, die technisch in der Lage sind, etwa ethnische Körperunterschiede, Bildungsunterschiede, militärbedingte Abwesenheiten, Altersunterschiede etc. zu kompensieren, den ohnehin nicht sehr großen biologischen Unterschied zwischen den Geschlechtern nicht etwa minimieren, sondern geradezu rituell überhöhen, sodass das Geschlecht als Prototyp der Einteilung der Gesellschaft behandelt wird: Die Aufteilung in Frauen und Männer stellt in der Gesellschaft noch immer ein zentrales Ordnungsmuster dar, an dem wir uns im Alltag ausrichten. Ihre Relevanz setzt bereits vor der Geburt an und verfolgt uns unser Leben lang: Bis heute unterscheiden sich die Farben der Säuglingskleidung und die Spielzeuge der Kinder, die Art und Weise, wie Eltern mit Mädchen bzw. Jungen kommunizieren, die Berufswahl, die Einkommens- und Armutsverteilung, die Lebenserwartung etc. In jeder zwischenmenschlichen Begegnung registrieren wir sofort das Geschlecht des Gegenübers bzw. reagieren irritiert, falls es Zuweisungsprobleme gibt. Hinzu kommt, dass die deutsche Grammatik uns bis heute darauf verpflichtet, Personen, über die wir reden, geschlechtsspezifisch zuzuordnen (u. a. durch die Pronomen „sie“ und „er“) bzw. Personen, die wir ansprechen, nach Genderkategorien einzuteilen („Frau Müller“ vs. „Herr Maier“) (Günthner 2006, 2014; Nübling et al. 2012). Die Markierung der binären Geschlechtszugehörigkeit ist somit auch in der postmodernen Gesellschaft nicht nur „eine Zuschreibung, die wir sowohl für uns selbst als auch für unser Gegenüber situationsübergreifend vornehmen“ (Hirschauer 2001, S. 215–216), sondern eine sozial relevante Kategorie, die unseren Alltag beherrscht und letztendlich für soziale Unterschiede in der gesellschaftlichen Verteilung von Reichtum und Besitz, in der Lebenserwartung, in Lebensstilen, im Habitus etc. verantwortlich ist. Erst in den letzten Jahren kam eine systematische Kritik an dieser Binarität auf.

2.3 Brauchen wir eine gendergerechte Sprache?

Nach einem mehr als 20-jährigen Verstummen erlebt die Genderlinguistik momentan ein Revival, u. a. ausgelöst durch aktuelle Forderungen und Leitfäden zahlreicher Hochschulen und anderer öffentlicher Institutionen für eine gendergerechte bzw. gendersensible Sprache. Prominent sind hierbei u. a. die 2013 gefassten Beschlüsse der Universitäten Leipzig (SPIEGEL 2013) und Potsdam, die dazu führten, in offiziellen Texten der Geschäftsführung und des Senats das generische bzw. geschlechtsneutrale Femininum zu verwenden.

Auffallend an den heutigen Forderungen ist, dass oftmals nicht länger „sexistische Strukturen in der Sprache“ und die damit verbundene „Unsichtbarkeit von Frauen“ im Fokus steht, sondern die in der Sprache reproduzierte „Norm von Zweigeschlechtlichkeit“, die Intersexuelle, Transsexuelle, Homo- und Bisexuelle,

Transgender, Crossdresser, Drags etc. ausgrenzt. Zahlreiche Leitlinien fordern deshalb neue Schreibweisen bei Personenreferenzen, beispielsweise durch die „a“-Form (wie „Mitarbeita“ und „Mitarbeitas“) oder den „dynamischen Unterstrich“ (wie in „Stu_dentin“ bzw. „Stu_dentinnen“), die „kritisch auf zweigegenderte Formen, also die Vorstellung, es gäbe nur Frauen und Männer“, verweisen (AG Feministisch Handeln 2015). Weitere Vorschläge bilden die „x-Form“ („dix Studiex“), wobei mit dem „x“ „ein Durchkreuzen herkömmlicher gegendeter Personenvorstellungen“ symbolisiert werden soll, oder die Sternchen-Variante („die Student*innen“) (Kotthoff 2017).

Doch während auf der einen Seite unterschiedlichste kreative und teilweise exotische Varianten präsentiert werden, um die inzwischen konventionalisierten Formen der Beidnennung – das Binnen-I bzw. den Schrägstrich – wegen ihrer „Symbolisierung einer Zweigeschlechtlichkeit“ abzulösen, machen sich – gerade unter jüngeren Frauen – zunehmend Stimmen breit, die sich gegen gegenderte Formen wenden, da diese „unnötig“ bzw. „forciert sind“ oder „einem mittlerweile überholten Feminismus entstammen“. So schreibt Dagmar Rosenfeld in ZEIT ONLINE am 18. Juni 2014 unter dem Titel „Aufschreier Stoppt den Verweiblichungswahn. Freiheit für unsere Sprache!“:

„Das ist ein Aufschrei! Ich bin eine Frau, und ich fühle mich belästigt von den ‚in‘-Endungen, dem Binnen-I und dem ganzen syntaktischen Gleichberechtigungsfummel. (...) Eine Arbeitsgruppe der Berliner Humboldt-Universität fordert eine Frauisierung der Sprache und will sämtliche Endungen auf ‚-er‘ durch ‚a‘-Form ersetzen. (...) Offenbar haben bis heute manche mental nicht aus der weiblichen Opferrolle herausgefunden. Als Therapie und als Beleg des weiblichen Selbstbewusstseins fordere ich daher das generische Maskulinum zurück.“ (Rosenfeld 2014)

Wie ist diese propagierte Rückkehr zum generischen Maskulinum zu erklären? Sind die Leitlinien für einen gendersensiblen Sprachgebrauch heutzutage überholt, da sie noch immer auf altertümlichen Genderkonzepten fußen, die auf postmoderne Gesellschaften nicht mehr zutreffen?

Eine von Studierenden meiner Vorlesung „Sprache und Geschlecht“ im Jahr 2015 im Münsterland durchgeführte Umfrage unter 145 ProbandInnen (88 weiblich, 57 männlich) zwischen 15 und 81 Jahren mit unterschiedlichem Schulabschluss zeigt folgende Resultate: Insgesamt sprechen sich etwas mehr Frauen (36 %) als Männer (34 %) für Forderungen nach einer gendergerechten Sprache aus, doch geben immerhin 44 % der Probandinnen an, dass ihnen diese Bestrebungen „gleichgültig“ sind und 18 % lehnen sie ab. Letztere geben als Gründe für ihre Ablehnung u. a. an, „gendergerechte Sprache“ sei „zu umständlich“, es würde dadurch „Zwang ausgeübt“, „als Frau hat man heutzutage solche feministischen Aktionen nicht mehr nötig“ bzw. „Frauen werden dadurch nur auf das Geschlecht reduziert“. Diese Pilotumfrage bestätigt andere, größer angelegte Studien der letzten zehn Jahren: Junge Leute haben teilweise weniger Probleme mit dem generischen Maskulinum als Personen über 40; immer mehr junge Frauen halten „Bestrebungen für eine gendergerechte Sprache für unnötig“ bzw. „nicht mehr zeitgemäß“ (Wesian 2007; Schröter et al. 2012). Wie lässt sich diese Ablehnung vieler Frauen erklären? Juliane Schröter et al. (2012, S. 375) liefern zwei Deutungsmuster:

„Einerseits kann man hierin die in entsprechenden Diskussionen häufig angeführte Verweigerung der Sichtbarmachung von Frauen im Sprachgebrauch und damit einen Beitrag zur fortdauernden Benachteiligung von Frauen gegenüber Männern sehen, den sich eine jüngere Generation unter verbesserten weiblichen Lebensbedingungen aus Achtlosigkeit bzw. aus mangelndem Bewusstsein für verstecktere Ungleichbehandlungen der Geschlechter leistet. Andererseits lässt sich die Verwendung des generischen Maskulinums aber auch verstehen als – ebenfalls teils mehr und teils weniger bewusste – kommunikative Irrelevant-Setzung oder Verwischung geschlechtlicher Differenzen und damit als ein sprachliches Instrument eines durchaus emanzipatorisch zu verstehenden ‚undoing gender‘. (Kotthoff 2002, S. 1–27, passim)

Ist also die mögliche „Irrelevant-Setzung genderspezifischer Unterscheidungen“ als Schritt in Richtung „Verwischung geschlechtlicher Differenzen“ zu sehen? Allerdings beinhaltet die Forderung nach einem Ende gendergerechter Sprachpolitik das Problem der Zementierung einer androzentrischen Wahrnehmung auf die soziale Wirklichkeit. Hinzu kommt, dass sich diese Forderung mit rechtspopulistischen Genderideologien trifft, die sich gegen „Gender-Mainstreaming“ und explizit gegen eine „geschlechtergerechte Sprache“ wenden und „die Rückkehr zum generischen Maskulinum sowie den Verzicht auf alle gender-ideologischen Wendungen (erkünstelte Gerundium-Formen, überflüssige männlich-weibliche Doppelformen usw.)“ fordern (AfD 2016).

3 Fazit

Wie der Beitrag veranschaulicht, wird das Thema Sprache und Geschlecht seit gut 40 Jahren von unterschiedlichsten Seiten – sowohl im akademischen als auch im öffentlichen und privaten Umfeld – immer wieder heftig diskutiert. Was aktuelle Debatten von den früheren unterscheidet, ist ihre Kritik an der in der Sprache konventionalisierten Zweigeschlechtlichkeit. Hinzu kommt, dass sich inzwischen zahlreiche jüngere Frauen gegen sprachpolitische Bestrebungen und innovative Formen nicht-diskriminierenden Sprachgebrauchs aussprechen. Inwiefern diese Rückkehr zum generischen Maskulinum als erster Schritt in Richtung „Auflösung eines altertümlichen Gender-Duals“ gewertet werden kann oder ob es sich um einen Backlash in eine androzentrische Wirklichkeits(re)konstruktion handelt, bleibt offen.

Literatur

- AfD. 2016. Resolution gegen Gender-Mainstreaming. 2016. <http://www.alternative-rlp.de/afd-baden-wuerttemberg-resolution-gegen-gender-mainstreaming>. Zugegriffen am 10.05.2016.
- AG Feministisch Handeln. 2015 [2014]. Was tun? Sprachhandeln, aber wie? Anregungen zum antidiskriminierenden Sprachhandeln, 2. Aufl. http://feministisch-sprachhandeln.org/wp-content/uploads/2015/10/sprachleitfaden_zweite_auflage_281015.pdf. Zugegriffen am 10.05.2016.
- Berger, Peter L., und Thomas Luckmann. 1969 [engl. Original 1966]. *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Goffman, Erving. 1977. The arrangement between the sexes. *Theory and Society* 4(3): 301–331.

- Guentherodt, Ingrid, Marlis Hellinger, Luise F. Pusch, und Senta Trömel-Plötz. 1980. Richtlinien zur Vermeidung sexistischen Sprachgebrauchs. *Linguistische Berichte* 69:15–21.
- Guentherodt, Ingrid, Marlis Hellinger, Luise F. Pusch, und Senta Trömel-Plötz. 1981. Richtlinien zur Vermeidung sexistischen Sprachgebrauchs. *Linguistische Berichte* 71:1–7.
- Günthner, Susanne. 2006. Doing vs. Undoing Gender? Zur Konstruktion von Gender in der kommunikativen Praxis. In *Mitsprache, Rederecht, Stimmgewalt: Genderkritische Strategien und Transformationen der Rhetorik*, Hrsg. Dörte Bischoff und Martina Wagner-Egelhaaf, 35–58. Heidelberg: Winter.
- Günthner, Susanne. 2014. Ein Empathietraining für Männer? Zur Reaktivierung des generischen Femininums an deutschen Hochschulen. In *Die Sprachwandlerin – Luise Pusch, Zurufe und Einwürfe von Freundinnen und Weggefährtinnen*, Hrsg. Wallstein Verlag, 44–53. Göttingen: Wallstein.
- Günthner, Susanne, Dagmar Hüpper, und Constanze Spieß, Hrsg. 2012. *Genderlinguistik. Sprachliche Konstruktionen von Geschlechtsidentität*. Berlin: de Gruyter.
- Hirschauer, Stefan. 2001. Das Vergessen des Geschlechts. Zur Praxeologie einer Kategorie sozialer Ordnung. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Sonderheft* 41:208–235.
- Kotthoff, Helga. 2002. Was heißt eigentlich „doing gender“? Zu Interaktion und Geschlecht. *Wiener Slawistischer Almanach. Sonderband* 55:1–29.
- Kotthoff, Helga. 2017. Von Syrx, Sternchen, großem I und bedeutungsschweren Strichen. Über geschlechtergerechte Personenbezeichnungen in Texten und die Kreation eines schrägen Registers. *OBST. Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie* 90:o. S.
- Luhmann, Niklas. 1988. Frauen, Männer und George Spencer Brown. *Zeitschrift für Soziologie* 17(1): 47–71.
- Nübling, Damaris, Fabian Fahlbusch, und Rita Heuser. 2012. *Namen. Eine Einführung in die Onomastik*. Tübingen: Narr.
- Pusch, Luise. 1979. Der Mensch ist ein Gewohnheitstier, doch weiter kommt man ohne ihr. *Linguistische Berichte* 69:59–74.
- Pusch, Luise. 1984. *Das Deutsche als Männersprache*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Pusch, Luise. 1990. *Alle Menschen werden Schwestern*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Rosenfeld, Dagmar. 2014. #Aufschreier. Stoppt den Verweiblichungswahn. Freiheit für unsere Sprache!. <http://www.zeit.de/2014/26/binnen-i-gleichstellung>. Zugegriffen am 10.05.2016.
- Samel, Ingrid. 2012 [1995]. *Einführung in die feministische Sprachwissenschaft*. Berlin: E. Schmidt Verlag.
- Schröter, Juliane, Angelika Linke, und Noah Bubenhofer. 2012. „Ich als Linguist“. Eine empirische Studie zur Einschätzung und Verwendung des generischen Maskulinums. In *Genderlinguistik. Sprachliche Konstruktionen von Geschlechtsidentität*, Hrsg. Susanne Günthner, Dagmar Hüpper und Constanze Spieß, 359–379. Berlin/Boston: de Gruyter.
- SPIEGEL. 1980. DIESE WOCHE IM FERNSEHEN Sonntag, 21. 12. <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-14337243.html>. Zugegriffen am 06.11.2017.
- SPIEGEL. 2013. Uni Leipzig bleibt bei weiblicher Grundordnung. <http://www.Spiegel.de/unispiegel/wunderbar/gleichberechtigung-uni-leipzig-bleibt-bei-weiblicher-grundordnung-a-903957.html>. Zugegriffen am 06.11.2017.
- Stahlberg, Dagmar, und Sabine Sczesny. 2001. Effekte des generischen Maskulinums und alternativer Sprachformen auf den gedanklichen Einbezug von Frauen. *Psychologische Rundschau* 52(3): 131–140.
- Trömel-Plötz, Senta. 1978. Linguistik und Frauensprache. *Linguistische Berichte* 57:49–68.
- Trömel-Plötz, Senta. 2010. Sprache: Von Frauensprache zu frauengerechter Sprache. In *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung: Theorie, Methoden, Empirie*, Hrsg. Ruth Becker und Beate Kortendiek, 756–759. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Wesian, Julia. 2007. Sprache und Geschlecht: Eine empirische Untersuchung zur „geschlechtergerechten Sprache“. *SASI (Studentische Arbeitspapiere zu Sprache und Interaktion)*, Heft 13. http://noam.uni-muenster.de/sasi/Wesian_SASI.pdf. Zugegriffen am 10.05.2016.